



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Rembrandt als Erzieher

Langbehn, Julius

Leipzig, 1890

Verhalten des Publikums

urn:nbn:de:hbz:466:1-8943

in unreinen Linien. Aber unreine Linien sind nicht unschöne Linien. Es liegt keinerlei Grund vor, die eine oder die andere Formation an sich vorzuziehen; Rafael, der Umbrex, ist den Griechen verwandt; Beethoven war ein Deutscher. Für Deutschland ist nun einmal die deutsche Schädelform die beste, die höchste, die fruchtbarste; und Dasselbe kann man von der Rembrandt'schen Kunstrichtung, gegenüber der Rafael'schen, sagen. Nach einem alten Kunstgesetz ist sogar Harmonie, die sich aus Disharmonie entwickelt, höher zu schätzen als eine solche, die sich aus der Harmonie selbst entwickelt; und darnach wäre die deutsche Schädel-, Kunst- und Geistesform, wo sie in durchgebildeten Persönlichkeiten auftritt, jedenfalls als die höhere zu bezeichnen. Möchte von jenen beiden Heroen jeder deutsche Künstler lernen, nicht fremder Regel, sondern nur dem eigenen inneren Gesetze zu folgen.

Eine Lehre aber darf sich ganz besonders das deutsche Publikum von dem großen niederländischen Erzieher sagen lassen. Man soll auch etwaigen, bei ihrem ersten Auftreten abnorm erscheinenden künstlerischen Persönlichkeiten verständigerweise Rechnung tragen; man soll es nicht machen, wie einst Deutschland gegenüber einem Heinrich von Kleist es gemacht hat; auch für die Masse giebt es Pflichten. Das „Kainsmal der Dichtung“, von dem Freiligrath redet, hat mancher Deutsche mit sich durch's Leben getragen. Ein Genie will mit schonender Hand und mit einem gewissen Vertrauen auch in Dasjenige an ihm, was man nicht versteht, behandelt sein; es will gepflegt sein; denn es ist kindlicher Natur. Selbst ein Beethoven hat den Mangel einer liebevollen Rücksichtnahme auf die ihm eigenthümlichen menschlichen wie künstlerischen Sonderbarkeiten häufig und bitter empfunden; seine Zuhörer waren oft schwerhöriger als er; auch, und besonders, in moralischer Hinsicht. Andere hochstehende Geister, wie Hölderlin, sind an einem solchen Mangel einfach zu Grunde gegangen; die grundfalsche Beurtheilung, welche man während langer Zeit Männern wie Wagner Menzel Böcklin in Deutschland angebeihen ließ, entsprang demselben; derartige Lehren sollten nicht verloren sein. Das heißt historisch denken: wenn man die Lehren der Geschichte versteht und ihnen gemäß handelt; alte Kostüme und alte Kunstformen nachzuahmen, dagegen ist nicht historisch; mag man es auch heutzutage häufig genug dafür ansehen. Soll jeder Künstler sprechen wie ihm der Schnabel gewachsen ist — und dies war das künstlerische Glaubensbekenntniß Goethe's — so soll sich auch das Publikum einer solchen höchsten Mannigfaltigkeit der Kunstleistungen im Allgemeinen, einer solchen höchsten Besonderheit der Kunstleistungen im Einzelnen gewachsen zeigen. Sinnreich sagt die deutsche Sprache: einer Sache gewachsen sein; nämlich sie vermöge gewisser angeborener und mit dem Menschen verwachsener Eigenschaften beherrschen; möge das deutsche Volk eine solche Kraft beweisen und bewahren! Man hört zuweilen sagen: das Genie bricht sich Bahn; aber es sind schon Genie's genug zu Grunde gegangen, weil man sie nicht

Verhalten des
Publikums.

verstand. Es ist ja nicht Jedermann gegeben, wahre und falsche Propheten zu unterscheiden; aber desto zurückhaltender sei man in seinem Urtheil; desto ehrlicher und ehrenhafter bei der Prüfung. Ein Volk, das die Vertreter seines Genius nicht ehrt, geht leicht seiner eigenen Ehre verlustig; Ehrlosigkeit aber ist das Schlimmste, was einen Menschen oder ein Volk treffen kann. Schopenhauer hat gesagt, daß es einen Optimismus gebe, der ruchlos sei; es giebt aber auch einen Leichtsin, von dem man sagen könnte, daß er infam sei: der den Geist mit Füßen tritt, weil er neu und unbefangen und selbstbewußt ist und darum in die Bahnen des Herkömmlichen nicht hineinpaßt.

Kepler verkam und Newton wurde, nach seiner eigenen Aussage, bei seinen Lebzeiten nur von vier Menschen verstanden; Beide waren Genie's und klare Köpfe und Mathematiker; immerhin giebt es aber noch andere Fächer, in denen sich das Genie nicht so an den Fingern herzählen läßt, wie innerhalb der Mathematik. „Wir sind in Deutschland sehr verständig und haben guten Willen, beides für den Hausgebrauch; wenn aber einmal etwas Besonderes zum Vorschein kommt, so wissen wir gar nicht, was wir damit anfangen sollen; und der Verstand wird albern und der gute Wille schädlich“ bemerkt Goethe in seiner treffenden und vielleicht nur etwas zu milden Art. Denn es steht hier das Kostbarste auf dem Spiel was ein Volk nächst seiner Ehre zu verlieren hat: nämlich seine schöpferische Kraft. „Lesen Sie dies verrückte Zeug“ sagte der einstmal's tonangebende und jetzt verdienstermaßen längst vergessene Berliner Kritiker Gubitz über eine Grabbe'sche Tragödie zu Heine; „lieber Gubitz, das ist kein verrücktes Zeug, das ist die Arbeit eines Genie's“ antwortete ihm Heine. Leider sind die Heine's nicht häufiger als die Grabbe's; die Gubitze dagegen sterben nicht aus und das Publikum glaubt ihnen nur zu oft. Daß Wagner's Musik keine Musik sei, ist lange genug behauptet worden; aber die Zeit verwischt solche Aeußerungen bald; man hat sich derselben, besonders neu auftretenden künstlerischen Persönlichkeiten gegenüber, so sehr und so oft wie möglich zu erinnern. Es sind dies Grundsätze einer zwar nicht materiellen aber doch geistigen Nationalökonomie, welche nicht ungestraft vernachlässigt werden. Das Publikum sollte jene Eigenschaften eines unentwegten Individualismus und einer unentwegten Selbsttreue an den Künstlern nicht nur dulden, es sollte sie fordern; vor Allem aber sollte der so ungemein knorrige Künstlerkopf Rembrandt's ihm als eine Mahnung vor Augen stehen: den hohen Werth der künstlerischen Einzelseele unter allen Umständen zu beachten, zu schätzen, auszunutzen. Nicht Das, was der Markt und die herrschenden Zeitströmungen von ihm verlangen, soll der Künstler schaffen, sondern Das, wozu ihn sein innerstes Herz treibt; es wird seine Hauptaufgabe sein, sich darüber klar zu werden, ob er eine solche künstlerische Stimme des Herzens habe und wie sie laute; darauf beruht sein künstlerisches Seelenheil. Und dadurch wird der künstlerische

Beruf zum sittlichen Beruf. Künstler ist nur, wer geistig auf eigenen Füßen steht; und er kann letzteres nur, wenn er auch sittlich auf eigenen Füßen steht; hier berührt sich gerade die künstlerische Eigenart sehr nahe mit dem persönlichen Selbstständigkeitsgefühl des Niederdeutschen und mit dem religiösen Gefühl des Deutschen überhaupt. Rembrandt war nicht nur ein protestantischer Künstler, sondern auch ein künstlerischer Protestant; jedes seiner Werke sagt mit lauter Stimme: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!“

Aber seine lehrende und erziehende Kraft greift noch weiter; Rembrandt war nicht nur als Mensch, sondern auch in seinen speziellen künstlerischen Leistungen ein rechter Holländer. Starke Persönlichkeit erwächst nur aus starkem Stammesgeist und dieser nur aus starkem Volksgeist; die Betribsamkeit Freiheitsliebe Gemüthstiefe Schlichtheit des holländischen Charakters spiegelt sich in Rembrandt's Werken mehr als irgendwo; das sind Eigenschaften, welche die heutige deutsche Kunst recht wohl gebrauchen kann. Aber auch von diesen selbst abgesehen, ist der der gesamtdeutschen Kunst gegenüber so ungemein hoch entwickelte provinzielle Charakter der Rembrandt'schen Malerei noch in einem ganz anderen Sinne von entscheidendster Wichtigkeit. Das edle Gefühl der Stammeseigenthümlichkeit ist den Deutschen, über ihrer politischen Zerfetzung, vielfach abhanden gekommen; sie nennen sich Württemberger aber nicht Schwaben, Hannoveraner aber nicht Niederdeutsche; damit ist ein Stück Volksseele verloren gegangen, das wiedererobert werden muß. Und vor Allem ist dies auf künstlerischem Gebiet erforderlich. Wer die Gesetzmäßigkeit der altgriechischen Lokalphabete kennt, welche gewisse Buchstabenformen streng und konsequent, und ohne Wissen der Handhabenden auf einzelne kleine Landbezirke oder Inseln beschränkt; wer die harmonische und man möchte sagen musikalische Folgerichtigkeit der Grimm'schen Lautgesetze auf sich wirken ließ; wer erfuhr, wie selbst heute noch sprachliche Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten z. B. des Plattdeutschen von geübten Ohren zuweilen bis auf die von dem Sprechenden bewohnte Quadratmeile unterschieden werden; der weiß auch, wie tief wie durchdringend wie allbeherrschend in der Natur, selbst da wo sie sich mit der Kultur berührt, das individualistische Prinzip ausgeprägt ist. Diesen Schattirungen der Natur hat die Kunst zu folgen. Die deutsche Kunst muß sich nach dem Bilde der von Tacitus geschilderten deutschen Dörfer entwickeln: „wo Jedem ein Platz oder ein Hain gefällt, da siedelt er sich an“; gerade die frühesten Anfänge eines Volkslebens lassen oft seine Eigenart und seine damit gegebene Bestimmung am deutlichsten erkennen. Der rechte Künstler kann nicht lokal genug sein. Eine gesunde und wirklich gedeihliche Entwicklung des deutschen Kunstlebens ist mithin nur dann zu erwarten, wenn sie sich in möglichst viele und in ihrer Einzelart möglichst scharf ausgeprägte, geographische, landschaftliche, lokale Kunstschulen scheidet und gliedert. Hier ist Dezentralisation, nicht

Lokalismus
der Kunst.